

Walrosshaut

Esra Canpalat

Im Wartezimmer einer Hautarztpraxis: Ich starre nervös auf meine viel zu trockenen Hände, habe direkt die Stimme meiner Mutter im Ohr, wie sie sagt, ich solle mir vor dem Schlafengehen die Hände eincremen, und ich sage, dass ich das tue und es nichts nützt, weil ich tagein tagaus Papier in den Händen halte und selbst wenn ich mir die Hände auf der Arbeit eincreme, sie nach wenigen Minuten wieder rau und rissig sind. Hin und wieder ein ‚Guten Morgen‘ murmelnd, wenn eine weitere Person in den Wartebereich eintritt, inspiziere ich weiter meine Hände. Die Innenflächen sind durchzogen von Linien, manche davon tief und Furchen bildend, ein klitzekleiner, unförmiger Leberfleck befindet sich dort direkt unterhalb des Mittelfingers. Ich frage mich, ob ich diesen auch überprüfen lassen soll, er ist relativ neu, das erste Mal aufgefallen ist er mir kurz nach dem Tod meines Vaters. Ich möchte alles überprüfen lassen, seit er nicht mehr da ist, bin hypochondrisch, war ich schon immer, beobachte aber nun jede noch so kleine Veränderung meines Körpers mit Angst und Skepsis.

Erster Gedanke, als die Krebsdiagnose kam: Ich bin bestimmt auch krank. Damit verbunden ein schlechtes Gewissen ob der eigenen Egozentrik. Vielleicht wächst bereits irgendwo in meinem Körper ein klitzekleines Karzinom. Vor kurzem begonnen, regelmäßig zu rauchen, vorher nur ein Partygimmick. Irgendwann wusste ich nicht mehr, wie ich mich auf dem Weg ins Krankenhaus noch beschäftigen soll. Was tun jedes Mal beim Umstieg, wie die unerträgliche Zeit überbrücken, deren jede einzelne Minute plötzlich so spürbar ist, dass sie Teil des eigenen Mikroorganismus wird? Irgendwann klammern an eine Zigarette, während ich auf den Anschlusszug warte. Der Gang zum Raucherbereich, in das kleine gelbe Quadrat, der Griff nach der Zigarette, das alles war zielorientiert und ergab einen Sinn. Ziemlich dumm, jetzt noch mit dem Rauchen anzufangen, sagte kaum jemand, aber dachten die meisten. Ebenso dumm, wenn man ohnehin Tendenzen zur Hypochondrie hat. Die Angst liegt darin begründet, dass die Krankheit nicht

rechtzeitig diagnostiziert wird, wie bei meinem Vater. Charakteristisches Bergarbeiterhusten, das stets seine Ankunft und seinen Abgang ankündigte, entpuppte sich nachträglich als Symptom, Metastasen überall. Daher auch mein Trotz: Wenn ich noch nicht einmal der westlichen Medizin, der Wissenschaft vertrauen kann, kann ich wenigstens mein Sterben kontrollieren. Trotzdem sitze ich hier, was bleibt mir auch anderes übrig.

Kindergeschrei aus dem Behandlungszimmer. Mädchen streitet mit ihrem Vater, bin erstaunt, mit welcher Schlagfertigkeit und Eloquenz sie argumentiert, der Arzt solle das auf der Stelle wegschneiden, das sei schließlich sein Job, und wie solle sie mit dem Ding in den Sommerurlaub fahren. Vater ist überfordert und wiederholt immer wieder nur, dass es nun mal nicht ginge, darauf sie wieder ihr Lamento anstimmend, nervig, aber auch beeindruckend. Kann mich nicht erinnern, je mit meinem Vater so gesprochen zu haben, zumindest nicht in dem Alter.

Meine früheste Erinnerung an dich, baba, du liegst im Schlafzimmer, auf dem quietschenden Bett, Gardinen geschlossen, alles in ameisenhafte Dunkelheit gehüllt, Luft verpestet, ein Schimmelröschen an der Decke wachsend, Tür geschlossen, ich kann dich nicht sehen, aber ich weiß, dass du dort liegst, schnarchst und am Gestank fast erstickst. Mama und ich auf dem Küchenboden, sie mischt mildes und scharfes Paprikamark zur Neutralisation miteinander, quetscht das cremige Mus durch ein seidenes Sieb. Ich frage sie in kindlicher Neugier, was das sei, und sie entgegnet nur trocken, das sei dein Herz, sie habe dich umgebracht. Obwohl ich weiß, dass du noch lebst, dass du schläfst und schnarchst, glaube ich ihr und fühle absolut keinen Schmerz. Dich hat man in diesem Haus schon oft getötet, hat Dinge über dich behauptet, von deinem Zorn, deiner Strenge erzählt. Für mich warst du einfach nicht da, absent. Baba, der nach der Schicht ratzt, ein in eine hellblaue Decke gehüllter Berg auf dem Sofa, von dem ein regelmäßiges Schnarchen ausgeht, oder, der im Teehaus sitzt mit den anderen babas, viel zu starken Schwarztee trinkend, rauchend, Karten, Backgammon oder Okey spielend. Erst viel später Geschichten über dich, von früher, als ich noch nicht da war. Wie du betrunken Treppen hochstiegst

und jammertest, du hättest niemals in dieses gottverdammte Land kommen sollen, Geldscheine, die unter Kissen versteckt wurden, damit du es nicht versäufst, Schokoladentafeln, die sich auf dem Küchentisch stapelten, der Gewinn von letzter Nacht, du hast sie alle besiegt, Wutanfälle, Gewaltausbrüche, Ausflüge am Wochenende in deinem mintgrünen Mercedes. Kaum etwas davon bringe ich in Verbindung mit dir. Dieser Mensch ist mir fremd.

Stattdessen eine weitere frühe Erinnerung an dich, das erste Mal, dass ich etwas wie Hass empfunden habe. Ich renne ins Badezimmer, rutsche auf den nassen Fliesen aus, lande mit dem Steißbein auf dem Boden, über mir die Unterseite des bauchigen Waschbeckens, bis heute erinnere ich mich an den Schmerz, ein Stich, vom Steißbein beginnend und direkt Richtung unterer Rücken ziehend. Alles nur, weil du bei der rituellen Waschung vor dem Gebet das Badezimmer beinahe unter Wasser gesetzt hast und es nicht für nötig gehalten hast, danach den Boden trocken zu wischen. Walross, Walrossvater, *mors baba*, eine Vorstellung als Heranwachsende, wenn ich im Morgengrauen noch im Bett liege und höre, wie du nebenan den Wasserhahn aufdrehst, die Unterbrechung des Wasserstrahls, wenn du deinen Körper darunter hältst, die Wasserspritzer und das rhythmische Klopfen auf den Fliesen, wenn das Wasser darauf tropft. Du, dein massiger Körper und das Wasser, eine untrennbare Verbindung, deine minutenlangen Tauchgänge im Urlaub am Schwarzen Meer, ein mulmiges Gefühl, weil du auf einmal verschwunden bist, dann tauchst du aus den Untiefen wieder auf, erschreckst mich, greifst unter Wasser nach meinen Beinen.

Ich kenne dich nur im älteren Wallrossstadium, die gelblich-braune Färbung deiner dicken Haut, die pockigen, fleischigen, altersbedingten Fibrome auf deinem Hals und deinem Nacken, die ich als Kind mit einer Mischung aus Faszination und Ekel anfasse, deine fettige Kopfhaut, auf die ich hin und wieder aus Spaß meine Haare lege, wie eine Perücke, um zu sehen, wie du mit Haaren ausgesehen hättest, die Narbe auf deiner Stirn, die du, wie du mir erst viel später erzählst, unter Tage bei einem Unfall bekamst, deine stoppeligen, unrasierten Wangen, die Barthaare, die sich nach und nach

silbrig-grau färben. Die blasse, rotbraune Färbung deiner Haut, wie sie auch jugendliche Walrosse aufweisen, kenne ich hingegen nur aus Sepiafotografien, du posierst nicht im Wasser, sondern im Wald mit deinen Freunden, schaust draufgängerisch in die Kamera, siehst mit deinem dünnen Oberlippenbart aus wie ein junger Clark Gable.

Im Schwarzen Meer kralle ich mich an deiner Wallrosshaut fest, sie ist nicht kahl und glitschig, so wirkt es bei Walrossen aus der Entfernung, aber sie sind von einem stoppeligen Haarkleid bedeckt, ihre Haut extrem dick und faltig, eine fünf bis acht Zentimeter dicke Fettschicht darunter, die vor Kälte und Verletzungen schützt. Ich habe Angst und klammere mich an dich, aber du sagst, ich soll mich nicht anstellen, stur bist du, immer schon gewesen, sagen sie. Du tauchst unter, gibst mir zu verstehen, dass ich meine Beine auf deine Schultern legen soll, das tue ich, und dann tauchst du wieder auf und wirfst mich hintenüber ins Wasser, denkst, das bereitet mir Freude, denkst, man müsse mich zur Freude zwingen. Ich bin zwölf und ich weiß, dass es längst zu spät ist, jetzt noch miteinander warm zu werden.

Dennoch versuchst du es, zwingst mir deine Zuneigung geradezu auf, je älter ich werde, je mehr Kinder aus dem Haus ausziehen, studieren oder arbeiten gehen, desto mehr wird dir plötzlich meine Anwesenheit bewusst, ich werde zum nachträglichen Einfall. Hältst mich ständig auf dem Weg in mein Zimmer auf, rufst mir idiotische Witze oder nervige Kosenamen hinterher, fängst an, mich neckisch an meinem Arm zu ziehen, legst deine schweren Flossen auf meine Schultern und machst dir einen Spaß daraus, dass ich unter deinem Gewicht einsacke und versuche, mich loszureißen, doch du lachst nur schallend, drückst deine kratzigen Wangen an mein Gesicht, und ich frage mich, warum du deine Liebe immer auf diese raufboldische Art zum Ausdruck bringen musst. Kannst du es nicht besser, überfordert es dich, mit mir nach so vielen Jahren in Kontakt treten zu müssen, hast du ein schlechtes Gewissen, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich niemals aus dir schlau sein werde, dass ich dich niemals kennen werde, dass ich niemals durch die dicke Hautschicht hindurchsehen werde, deine Walrosshaut dient nicht nur zum Schutz vor Außeneinwirkungen, macht dich hart und unverwundbar, sie

macht dich auch undurchsichtig, undurchschaubar, und wie ich als Kind im Wohnzimmer stand und versuchte, dich durch die sich in mehreren Ebenen übereinanderlegenden Schwaden von Zigarettenrauch hindurch zu erkennen, zu ergründen, was in deinem Kopf vorging, während du mit grimmigem Gesichtsausdruck und blutunterlaufenen, halboffenen Augen auf den Fernseher starrtest, die Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger, den Daumen am Zeigefinger reibend, stehe ich ratlos vor dem Nebel, der deine Person umgibt: Wer, baba, bist du? Aber beruht das nicht auf Gegenseitigkeit, versuchst du nicht auch, wenn du mich physisch mit aller Kraft an dich drückst, mit deinen wulstigen Fingern unterhalb meines Kinns meine Wangen zusammendrückst, sodass meine Lippen zu einem Kussmund werden, ich wie ein blubbernder Fisch aussehe und du mit affektiert hoher Stimme wie mit einem Baby redest, zu ergründen, wer ich bin? Wie oft hast du vor meinem Zimmer gestanden, hast höflich an der Tür geklopft, bist zögernd hereingekommen, hast dich verwundert umgeschaut, und nicht gewusst, was du sagen sollst. Die dicke Walrosshaut, die habe ich auch, an ihr prallen all deine physischen und verbalen Annäherungsversuche ab.

Ein letztes Aufbäumen des Kindes im Behandlungszimmer, ein letztes Mal der Versuch, mit kindlicher Vernunft den überforderten Vater zu erreichen, klägliches Scheitern und letztlich Weinen, weinen bis der Arzt kommt. Schweigen oder Schmunzeln um mich herum im Wartezimmer, Blicke weiterhin unten, Richtung Boden oder Decke, in Zeitschriften oder Smartphones vertieft, sich aber nie treffend, ich weiterhin allein mit meinen rauen, faltigen Händen, mit dem merkwürdigen Fleck in der Handinnenfläche. Vielleicht habe ich keine Wallrosshaut, sondern eher eine Elefantenhaut. Elefanten vergessen bekanntlich nie. Ich aber vergesse nicht, weil ich nichts zu vergessen habe. Die Arzthelferin holt mich und ich beschließe, dem Arzt den kleinen Leberfleck in meiner Hand nicht zu zeigen.